



Engel haben goldne Zungen . . .

Engel haben goldne Zungen,
edlen Wuchs und zarte Flügel,
fliegen nicht ins kahle Feld,
würden sich die Flügel brechen,
ihre Stimmen würden verklingen
im Geschrei der großen Mörder
und ihr edler Wuchs zerknicken,
wie der edle Wuchs der Wälder.

Engel stehn an lichten Toren,
schön verklärt und schön geachtet,
Engel lächeln mild und lieblich,
Ihre Rosenwänglein blühen,
ihre Kinderaugen blühen
mit den Sternen um die Wette . . .

Aber du kommst jede Stunde,
mag es stürmen, mag es trachen,
Tag anbrechen, Tag versinken,
Sterne strahlen, Gräber klaffen,
du, o Liebste, immerfort,
Immerfort an meiner Seite,
unter Tränen, Trost und Lächeln,
immerfort an meiner Seite,
du mein liebster Kamerad.

Sonne leuchtet nur am Tage,
Sterne brennen nur zur Nachtzeit,
jedes Ding hat seine Stunde,
wo es leuchtet, lebt und blüht —
Engel haben goldne Zungen,
edlen Wuchs und zarte Flügel,
fliegen nicht ins kahle Feld, —
also du bist gegenwärtig
wie der Geist der Schöpfungstage,
du geliebtes, tapferes Weib!

Reg. Variabel.

Luther-Gedenken.

Zum 31. Oktober.

Von Pastor emer. Hermann Lech.

Sorbemerkung der Redaktion: Wir ehren das Andenken des Reformators, indem wir einem Lebenden das Wort geben, dessen Denken und noch von echtem Reformationsgeist erfüllt scheint. Eine Stellungnahme zu religiösen Problemen gehört indes nicht zu den Aufgaben eines politischen Blattes, und es ist selbstverständlich, daß der Herr Verfasser in dieser Beziehung für sich allein spricht.

Menschen, die ihr den gegenwärtigen Zusammenbruch des Menschentums schmerzlich beklagt, tröstet euch mit der Hoffnung, daß aus dem Chaos eine neue Welt emporsteigt und auf den Charfreitag dieser Tage ein fröhliches Ostern folgt, heute aber mit der Erinnerung. Aus dem Buche der Menschheitsgeschichte und der Siege des Menschengesistes (von seinen Niederlagen berichtet uns die Geschichte des Menschlichen, Allzumenschlichen) strahlt uns ein Name entgegen, an welchen kein Lobspruch hinanreicht: Martin Luther. Was Mensch nur heißt, soll heute sich schämen und das Haupt verhallen, aber alles, was Mensch ist, wische sich die Träne vom Angesicht und freue sich. Luther, ein sonderlicher unter denen, deren Vernunft Vorurteil von Erkenntnis und Meinung von Gewisheit unterscheiden konnte, deren Freiheit und Selbständigkeit das Joch jeglicher Knechtschaft zerbrach, deren ursprüngliche Majestät alle erborgten und scheinbaren Autoritäten in den Staub trat, einer der wenigen Menschheitspropheten, der nicht die blutige Märtyrerkrone empfing.

Die Grenze der menschlichen Vernunft heißt Zweifel, der Glaube allein ist Pforte und Weg zur vollkommenen Erkenntnis. Wie das Erbe erst durch Arbeit zum Eigentum wird, so ist auch keine Natur und Natürlichkeit, es bilde sich denn das Geschöpf nach dem Schöpfer. Keine Bewahrung, kein Wachstum des Ursprünglichen, es lehre denn fleißig zur Höhe und Tiefe und Fülle des Ursprungs zurück. Keine wahre Menschennatur ohne sittliche und Geisteskultur. Der Mensch, welcher sich vom Tier unterscheiden will, muß edel, hilfsreich und gut, muß religiös und sittlich, muß Christ sein. Nur eine Leuchte erkennt Luther an für seine natürliche Vernunft, nur einen Meister für seinen ursprünglichen Geist, nur eine Fessel für seine persönliche Freiheit, Christus. Der Rezer wird zum Reformator. Durch den Vorhang des Symbols, der Jeremionie, des priesterlichen und predigtamtlichen Mittelalters führt er den Glauben ins Heiligtum, wo über den Schriften der Propheten und Apostel der Geist Jesu Christi schwebt. Wer sich zur Internationalen des Menschen- und Christentums bekennt, wird auch wahrhaftig international sein. Luther weiß und lehrt die ursprüngliche Autorität und Souveränität des Volkes als Anzeichen und Majestät des Staates und seiner Leiter nur die Pflichterfüllung und den treuen Dienst am Volk. Wo scheinbare und übertragene Macht sich absolut und ursprünglich gebart, wo Gewalt zur Bergemalt-

gung, Wille zur Billfür, Geschlichkeit zur Laune wird, wo man Befinnung erzwingen, dem Gewissen befehlen will, tritt das Gebot in Kraft. Gott mehr als den Menschen zu gehorchen. Luther liebt seine Heimat, aber die Welt der Ideen und des Idealismus mehr als Vaterland, Freundschaft und Vaterhaus. Er ist erst Mensch, erst Christ und dann erst Deutscher.

Leider war Martin Luther aber auch ein Mensch, nicht bloß im Sinne eines Kämpfers und Siegers, eines Freien und Starken, sondern auch im Sinne der Beschränktheit und Fehlsamkeit. Die Dürbheit und Grobheit des Deutschen und Bauernsohnes rechtfertigen wir. Die Schroffheit des eifernden Propheten entschuldigen wir. Den Überglauben des am Ausgang des Mittelalters Stehenden verzeihen wir. Aber daß Luther sich nicht genügen ließ an dem Wallen und Walten des von ihm ausgehenden Geistesstromes, der sich selbst sein Bett und sein Gefäß bereitet, sondern auch für seine Person und auf eigene Faust organisierte und disziplinierte, daß er für das Evangelium Anerkennung und Hilfe bei den Mächtigen der Erde suchte, daß er Regenten und Staaten zu Aufsehern und Vormündern der evangelischen Christenheit machte, ist Luthers Fehlgriff und Schuld.

Wo organisiert und diszipliniert wird, labiert und paktiert man auch. Und wenn schon der Meister auf diesem Wege strauchelte und bei solcher Arbeit den Fuß des Evangelisten und den Rock des Propheten bestäubte, denn der furcht- und rücksichtslose Vuhprediger der Könige wird zum Hölbling, der die Doppelrolle eines Fürsten entschuldigt, der weitblickende und weitherzige Lehrer biblischen Glaubens zum Stehriecher und Nichter und Buchstabenandeter, wer will sich wundern, wenn kleinere Jünger und Nachfahren sich zum Handwerk der Glieder erniedrigen, wenn der Frömmigkeitslehrer je nach den Weisungen der weltlichen Obrigkeit das öffentliche oder private Gewissen weckt oder ersticht, schärft oder abstumpft.

Wann ist die evangelische Geistlichkeit wie ein Mann für die christliche Forderung der Toleranz eingetreten? Wann haben die kirchlichen Behörden mit ihrem Ansehen die Bestrebungen nach Gleichberechtigung der Staatsbürger, nach Gleichwertung der Berufe und Stände, nach möglicher Gleichmachung der äußeren Lebensführung den Kampf für Sozialisierung und Demokratisierung wider Egoismus, Rammonismus und Imperialismus unterstützt? Gewiß, man hat kräftig getauft, aber noch ist den „christlichen“ Herrschern nicht in dem Maße das Gewissen geschärft, noch sind die „christlichen“ Völker nicht zu so selbständigen und vernünftigen Denken erzogen worden, daß der Krieg, das Tier aus dem Abgrund, hätte mit Erfolg bekämpft werden können.

Im Gegenteil. An unseren Altären hört man das Gebet um Belohnung der Opfer, als verlangte ein Dank- und Liebesopfer noch Lohn, als wäre Land und Geld ein Schatz für Menschenseelen, auf unseren Kanzeln den Lobpreis der Gewalt und des Faustrechts, in unseren Synoden das Gezer über Ethisierung der inneren und äußeren Politik. Machen wo treffliche Männer aus dem Volk den Versuch, einen Weg aus diesem Feudalmeer der Unvernunft zu finden, dann sind es die Pastoren, welche spotten und höhnen. Predigt noch wo eine einsame Wüstenstimme wider die Sittlichkeit des Unrechts und die Gerechtigkeit der Gewalt und die Vernunft methodischen Wahnsinns, dann sind es hohe und höchste Kirchenbehörden, welche dem Prediger der Wahrheit das Handmerk legen. Unter dem Heilgeschrei des Nationalismus und Patriotismus wird der letzte magere Rest öffentlichen Christentums vernichtet. Will die Kirche sein, dann sei sie anders als sie war, oder sie sei überhaupt nicht.

Der 31. Oktober 1917 ist für uns evangelisch-lutherische Christen ein dies ater, ein Tag des Schmerzes und der Tränen der Reue und Buße der Einsicht und Umkehr. Ja wenn doch der Umkehr! Damit es ein Tag der Umkehr werde, wollen wir zu den 35 Sätzen Luthers von der Buße noch folgende fünf setzen.

Zum ersten: Religion, Glaube und Befinnung ist persönlich und darum Sache der Kirche. Beweis der Religion, Frucht des Glaubens, Betätigung der Befinnung ist öffentlich und darum Sache des Staates. Der Staat sei kein Befinnungsschnüffler, noch Glaubensrichter. Der Diener der Kirche bewähre sich als rechter Staatsdiener in der Beurteilung bestehenden Unrechts, in dem Kampf wider Reid und Günst, in der moralischen Unterstützung aller Wohlfahrtsbestrebungen.

Zum andern. Wenn der Geistliche das Gewissen der Gemeinde und der Frömmigkeitslehrer des Volkes sein will, muß er selbst wissen, was gut und böse ist. Er muß Natur und Freiheit, Verhängnis und Schuld, Form und Inhalt unterscheiden können. Das Mäusenfeigen und Kamelbergschlucken muß aufhören. Wenn der Buchstabe den Geist nicht trägt, sondern tötet, das Gesetz die Gerechtigkeit nicht fördert, sondern hemmt, dann stehe der Geistliche in Zukunft nicht mehr auf der Seite der Macht und der Menge, des Gesetzes und der Sitte, der Regel und des Rechtes, sondern wie es einem Geistlichen gemessen geziemt, auf der Seite des Geistes und der Zurechtigkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Zum dritten. Auf den Synoden und bei den Festlichkeiten wollen wir hinfort nicht mehr Junker und Geistliche Seite an Seite finden. Und wenn Pflichterfüllung die beste Wahrung und Bedung der Standesehre ist, und Erfolg im Amt die preiswerteste Bezahlung, dann soll das Herz des Pastors bei denen sein, welche als

Arme und Unterdrückte und Arbeitende nach Freiheit und Gleichheit und Gerechtigkeit hungern und dürsten.

Zum vierten: Jesus wollte die Menschen besser machen, aber auf daß es ihnen besser ergehe, belehrte er die Unwissenden, speiste er die Hungernden, heilte er die Kranken, tröstete er die Verzagten. Fortan sei es unsere heilige Pflicht neben dem Himmels auf den Himmel nach Kräften für bessere Zustände auf Erden zu sorgen, dafür zu wirken, daß dem Unterdrückten Gerechtigkeit widerfahre und der Arme zur Gemüte habe.

Zum fünften. Bittere Wahrheiten öffentlich sagen, wo die traurige Wirklichkeit sie auf allen Dächern und Straßen donnernd ruft, ist keine Verleumdung. Sie still anhören ist keine Selbsterniedrigung, und Besserung geloben und sich bessern, ist Wiederherstellung des verlorenen Ansehens. Ich erhoffe nicht Lob noch Belohnung, das ginge gegen alle Erfahrung, aber ich hoffe, daß mit der Neuorientierung innerhalb und außerhalb der Staaten auch die Reformation der Kirchen und der evangelischen Kirche beginnt. In Summa, daß sich niemand entschuldige, er habe in gutem Glauben, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, denn der gute Glaube kann sehr wohl größlicher Irrtum, das beste Wissen schlaglichste Unwissenheit und das beste Gewissen schändlichste Gewissenlosigkeit sein, sondern man regle und richte Glauben, Wissen und Gewissen ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, auf Haß oder Liebe, auf Lust oder Unlust nach dem Geist der Apostel und Propheten und nach der Befinnung Jesu Christi, oder um mit der 94. These Luthers zu reden, daß die Christen ihrem Haupte Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich bestreuen.

Heinrich Manns Roman „Die Armen“.

Der soziale Roman ist das Bekenntnis des Dichters zur Menschlichkeit. Das über die künstlerischen Absichten hinauswirkende Geständnis menschlicher Sympathie spricht sich in ihm aus, und der durch Erleben, Erleiden der Wirklichkeit gewandete Geist verdrängt in ihm seine Erkenntnis von der Notwendigkeit der Umordnung diesseitiger Zustände. In der naturalistischen Epoche unserer Literatur wurde der soziale Roman Mittelpunkt, aber jene Methode begnügte sich mit einer peinlich genauen Abschreibung vorhandener Zustände, nicht mit Unrecht sich darauf berufend, daß das Elend selbst in seiner ganzen brutalen Realität der radikalste Protest, die eindringlichste Propaganda für eine bessere Gegenwart sei. Dies Leben am Stofflichen wurde abgelöst durch jene Utopisten, die in Weltverbesserungsromanen ihren altruistischen Idealen Wirklichkeit erträumten. Aber unser Sozialismus ist keine altruistische Bewegung, er ist das Bewußtwerden berechtigter Ansprüche in den bisher durch eine ungerechte, auf ungültig gewordenen Voraussetzungen beruhende Gesellschaftsordnung Entrechteten. Wenn Heinrich Mann, heute auf der Höhe künstlerischer Gestaltung, seinem Kunstschaffen eine neue Richtung gibt und den sozialen Roman erneuern will, so kann er, dessen Wesen die Zerstörung und Ueberwindung der vorhandenen Wirklichkeit ist, keinesfalls zur getreuen Abschreibung sozialer Zustände zurückkehren.

Sein neuer Roman „Die Armen“ umfaßt einen großen sozialen Komplex, der noch auf einen weit größeren Organismus hinzuzielen scheint. Eine große Bewegung in ihrer Gesamtheit zu zeigen, scheint nicht Manns Absicht gewesen, denn die Masse bleibt Hintergrund der einen Gestalt, die zum Träger des sozialen Gedankens erhoben ist, allerdings nicht als repräsentativer Typ, sondern als Individualität mit den hundert Schwächen und Zwiespältigkeiten des Einzelmenschen. Ranns psychologisches Interesse distanzierte ihm wohl diese Technik, die eine Bewegung in ihrem Angelpunkt erfassen möchte. Die zentrale Gestalt des Arbeiters Parich, der aus eigener Kraft den Kampf gegen den starken Kapitalismus, in seinem Grobriegelbewahrer Diederich Helling verkörpert, aufnehmen will, soll gleichsam das Prisma sein, das die Ausstrahlungen der vielfältigen Umwelt auffängt und zurückstrahlt. Vom sozialistischen Standpunkt läßt sich dies Verfahren nicht einwandlos hinnehmen. Uebersehen ist hierbei nämlich das Grundgesetz sozialistischer Anschauung, die keine Vereinzeltung will und nur mit der Gesamtheit der Masse als Triebkraft ihrer Bewegung rechnet. Auch wäre es falsch, den Sozialismus als das Manifest absoluter Nächstenliebe unter Verzicht auf alle Eigeninteressen auszudeuten; in ihm ist nur der individuelle Egoismus aufgehoben und übertragen auf die höhere Form eines Kollektivegoismus, der den allgemeinen Wunsch einer Besserung der Lebensverhältnisse für alle darstellt. In der Darstellung der sozialen Verhältnisse nun versagt Heinrich Mann, und erschafft so der Handlung des Romans falsche Voraussetzungen, er stützt sich nicht auf die Kenntnis der Wirklichkeit und kann somit nicht das Recht der Kritik für sich in Anspruch nehmen. Organisationsgedanke und Gewerkschaftsprinzip sind nicht in ihren bedeutenden Beziehungen zur Bewegung gezeigt, und diese läßt ihre in der Wirklichkeit so machtvolle Zusammenfassung aller Kräfte, ihre straffe, zielbewusste Disziplin vermissen. Die Schilderung des Arbeitermilieus verrät zum Teil eine naive Auffassung, die sich aus der Anschauung gegenwärtiger Verhältnisse nicht begründen läßt, und so können auch die als Typ aufgestellten Erscheinungen dieser Welt nicht immer als Vertreter der neuen Klasse gelten. Fremdheit in einer Welt wie der hier in Betrachtung gezogenen allein aber kann diese Irrtümer nicht begründen; es scheint vielmehr, daß Mann für Dinge, die direkt Sinn und Wesen einer Organisation ausmachen, die Erkenntnis praktischen Wertes fehlt, und er glaubt, sie als untergeordnete Faktoren außer acht lassen zu dürfen.

Man muß diese sachlichen Mängel übersehen können, um das Werk als das zu bewerten, was es sein will und ist: eine Variation

des **Hilf Mann** immer wiederkehrenden **Themas** des Freiheitskampfes, ein Manifest des für die Menschheit wirkenden Geistes. Allen Ernstes erhebt Heinrich Mann in diesem Roman die Identifizierung seines menschlichen und künstlerischen Ichs mit der leidenden Masse der Armen. Hier heißt es „wir Armen“, und dies ist eine Herausforderung, ist Aufforderung und Kampfansage gegen die Macht. Die Macht, die der freien Entwicklung des Menschlichen im Menschen entgegensteht, ist hier das Kapital und sein Großflügelbewahrer Geheimrat Kommerzienrat Diederich Hefling, Beherrscher der Papierfabrik Gausenfeld. Im Glauben an sein angemessenes Herrtentum sieht er sicher und wohlgeborgen mit seiner verderbten Sippe auf „Villa Höhe“. Die Selbstverständlichkeit des Besitzes und bevorzugter Stellung hat die Begriffe des Rechts in ihm aufgehoben und in die eines bürgerlichen Gottesgnadentums gewandelt. Ohne durch eine menschliche Qualität diesen Anspruch zu begründen, glaubt er sich berechtigt, eine Masse von Proletariern, die nur der Zufall der Geburt und wirtschaftlicher Schwäche ihm unterstellt, gebrauchen und handhaben zu dürfen wie seine Maschinen. Das ist der verurteilte Mißbrauch der Macht, das Verbrechen wider den Geist. Sein Antipode in der Welt der Armen ist der junge Arbeiter Karl Walrich, in dem sich die Sehnsucht der Unfreien nach Freiheit verkörpert. Die Erkenntnis der Widersprüche und Zerwürfnisse in der bestehenden Ordnung und sozialen Gruppierung, im Gegensatz der Klassen wird in ihm zunächst Anlaß zur inneren Auflehnung. Zum Handeln drängen ihn erst Motive persönlicher Art, denn er findet ein wenn auch unbestimmtes Verbot des Vaters auf den Gehilgen des Besitz. In Berufung darauf will er den Kampf aufnehmen, aber sein Gewinn soll allen gemeinsam sein; er will die sozialistische Tendenz verwirklichen. Diesen Kampf mit der Macht um das Recht beschützt das Buch. Zwischen den kämpfenden aber steht eine dritte Gruppe von Leuten, die Kompromißler, die es mit keiner Seite verderben mögen und sorgen, daß für sie etwas abfalle, die Verrätter. Hier stört nur die Unmöglichkeit einer Figur, die des noch französischen Kulturs gemodelten Abgeordneten Fischer, dessen zweifelhafte Politik in der Partei niemals Raum finden würde. Deutlich bemerkbar klingt am Schluß das Grundmotiv des Buches auf; noch besitzt Nächstenliebe nicht die genügende Kraft, um in der menschlichen Gesellschaft die Eigenschaft zu verdrängen, und es geschieht nichts gegen das eigene Interesse. Mann fordert den Menschen, der Opfer bringt, damit die nach ihm es besser haben. Es ist der Ruf nach dem Erlöser, und er richtet sich an das Individuum. Aber unsere Gesellschaft ist nicht mehr so organisiert, daß sie vom einzelnen die Erlösung erwarte, noch erwarten dürfte. Bitter bezieht Mann der Tragheit des Herzens die genugsam Lebenden, voll Jörn und Aufbruch, aus der herben Erkenntnis: so ist die Welt, anders muß sie werden, wenn unser Leben einen Sinn haben soll. In diesem Buche findet der Dichter der Armen nicht das Wort der Erlösung, nicht einmal das der Lösung. Ein Waffenstillstand zwischen Macht und Umsturz ist das Ende. Der Einbruch einer noch brutaleren, bedrohlicheren Macht, des Krieges, hindert den letzten Ausbruch, während Walrich erkennt: „Ich halte Teil an meiner Welt und lüße für sie; dies ist das Ende.“

Dies ist vielleicht der wertvollste Satz in diesem ganzen Bande. Seine Menschen sind noch nicht die Helden der neuen verheißenen Welt, aber ebensoviele wie die neuen Menschen die Gesetze höherer Menschlichkeit voraussetzen. Er ist der erste Bürger der zukünftigen wahren Demokratie, zu der dieser Roman aufruft. Man muß sie loben. Der Roman führt nicht dichtend, doch menschlich über den in „hohem Organismus der kleinen Stadt“ hinaus, die als letztes Bild die Gesamtausgabe von Heinrich Manns Prosa beschließt und gleichsam als symbolisches Titellblatt vor einer neuen Folge arbeiterorientierter Werke steht, die mit dem „Armen“ begonnen ist und in denen das Geistespolitische beherrschendes Thema ist.

Curt Mord.

„Die Armen“ (Titellblatt von Käthe Kollwitz) erschien im Verlag Kurt Wolff, Leipzig; gebietet 3,50, gebunden 4,50 M.

Die Lebensmittelkarte der Natur.

Untrennbar von dem Begriff des Herbstes ist die Vorstellung von Sterben und Tod. Der Gegensatz zwischen dem Blütenreichtum, dem Vogelklang und Insektensummen im Sommer und der Verdünnung der Fluren im Spätherbst drängt zwingend zu dem Gedanken, daß nun für Pflanze und Tier draußen eine Zeit des Verzichts, absoluter Einschränkung und des Daseins beginnt.

In Wirklichkeit trifft dies weder für Tier noch Pflanzen zu. So weit ihre Lebensdauer nicht überhaupt mit den Sommermonaten abgelaufen ist, bedeutet der Herbst für sie eine Zeit der Feste und der Winter die ruhige Periode eines Behagens, in der sie geborgen von dem Schutze, was sie in den langen Monaten der schönen Jahreszeit beiseite gebracht haben.

Wohlfühlen in den sechs Wochen zwischen Ende September und Mitte November jährlich Milliarden von Kräutern, Kerfieren und noch kleineren Wesen, aber sie würden das Festliche auch dann segnen, wenn die Sonne sich nicht dauernd hinter Wolken verstecken und die Temperatur sich nicht mit Vorliebe um den Nullpunkt herum halten würde. Sie sind alle kurzlebig; ihr Dasein ist nur auf einige Monate, höchstens ein halbes Jahr bemessen, und sie haben dazu eben nur mit Geduld die guten Monate sonnigsten Lebensbehagens gewährt, um ans Licht zu kommen. Keines von ihnen lebt aber länger, auch wenn man es in die Tropen verpflanzt und es dort gedeihen könnte. Nicht der Herbst bringt sie um, sondern ihr „Alter“, nämlich die Vollendung ihres Lebenslaufes.

Die anderen verstellen sehr wohl zu überwintern, und es ist sehr angehend, ja mehr als das, es ist für den Soziologen höchst belehrend zu sehen, mit welcher vollendeter Weisheit sie sich hierbei einzurichten wissen. Es beginnt um diese Zeit in der Zellengemeinschaft ihres Körpers eine andere Lebensmittelverteilung als im Sommer, von der jeder von und als Nehmender und Gebender lernen kann.

Wählen wir als Beispiel eine der Sämeder, die in den Nächten, da die ersten Fröste ihr Futter wässern lassen, ihre Haustür schließt. Sie scheidet an dem Teil ihrer „Nahrung“, der der Gehirnzellen zunächst liegt, eine ziemlich feste Kalbfleisch aus, die an der Luft erdarrt und den Schalenmund gegen die Außenwelt absperrt. Jedermann hat schon solche eingebildete Schneeden gesehen und die Schneeden in Süddeutschland, wo Schneeden gern geerntet werden, wissen sie auch wohl zu schätzen, gelten sie doch als besonders „fett“.

Sie haben eben Sommers über Reserven zurückgelegt. Das heißt: sie haben in denjenigen Zellen ihres Zellendruckes, in denen nicht lebhaft gearbeitet wird, Fettfäden und Eiweißfäden gespeichert. Nun werden diese herangezogen. Aber es geschieht mit Bedacht. Ein wohlhabendes System der Lebensmittelverteilung stellt sich in der Zellengemeinschaft ein, das man gar nicht anders beschreiben kann, als wenn man es in die Endstraße leidet, die im vierten Kriegswinter jedem von uns geläufig sind.

Eine Musterung findet statt, welche die Schwerarbeiter, die dem Wachstum des Volkes dienenden Zellen und die große Menge der Volksgenossen auf andere Nationen fest.

Die Zellen, welche bisher geatmet haben, schränken ihre Tätigkeit ein, bekommen jetzt auch weniger Stoffe geliefert. Immerhin gelten sie noch als Schwerarbeiter, deren Anteil an Nahrung noch immer höher bemessen wird als sonst. Die Muskeln dagegen ruhen in dieser Zeit absolut, ebenso viele der inneren Organe. Sie verfallen in eine Art Starre und bescheiden sich mit einer geringsten Menge von Nahrung. Auch die Organe des Kreislaufes arbeiten und essen reduziert. Dagegen behalten die Fortpflanzungszellen ihre Nation. Unglaublich durchorganisiert ist diese Neuordnung des gesamten Staatshaushalts und so wohlgeordnet ist die „Menge“, daß es keine Versuche zu hamstern, freilich auch keine Entbehrungen, denen der Hungertod droht. Es ist der Wissenschaft kein Fall bekannt, daß ein überwinterndes Tier, wenn es nicht an sich krank war, verhungert wäre, weil seine Reserven nicht reichten.

Viel besseren Einblick in die während des Spätherbtes einsetzenden Vorgänge hat man bei den überwinternden Pflanzen, deren innere Welt dabei die ersichtlichsten Bilder erschlossen hat.

Wählt man als Beispiel irgend einen Baum, etwa eine Linde, so tritt man in den Oktobertagen in eine Fabrik mit 24stündigem Hobbetrieb, wenn man sich aus den hier leicht anzustellenden mikroskopischen Untersuchungen die Vorgänge rekonstruiert, deren Spuren sich in den Zellen feststellen lassen.

Im Stamme eines solchen Baumes fließt es aus wie in der Entwässerungsanlage eines Bergwerkes. Röhrenleitungen sind gelegt in großer Zahl, in denen Wasser emporsteigt aus der Erdtiefe bis hoch hinauf in die letzten Zweige. In anderen Röhren sinken lösliche Rückstoffe, die von den Blättern geschaffen wurden. Jeder wird nach abwärts befördert und in besonderen dünnen Strängen auch Eiweiß, das löslichste aller Nahrungsmittel. In leisem Zug gleitet das alles auf und ab, und jetzt im Spätherbst sind die abfließenden Eimer in der Leberzahl, denn der sich einwinternde Baum Holt aus seinen Blättern im Oktober mehr heraus, als er ihnen sendet. Er leert sie sogar völlig aus, räumt alles fort aus ihnen. Und ist er damit zu Ende, sperrt er ihnen plötzlich die Wasserzufuhr. Während der Ausräumungsarbeiten verlieren die Blätter ihre frische grüne Farbe, werden gelb und braun und nach dem Tode ihrer Auslösung aus der Zellengemeinschaft veratmen sie an den Zweigen, wenn sie nicht vorher abfallen.

Es liegt keine Grausamkeit, keine „brutale Aussperrung“ in diesen Vorgängen, denn das vergilbte Blatt lebt nicht mehr; die darin sitzenden lebenden Arbeiter sind schon vorher durch den Stiel zurückgewandert in den Stamm.

Der aber ist nun um vieles bereichert und wie ein Magazin gefüllt mit Stärkemehl und Fett. Es ist verwunderlich, daß man in unseren Tagen der Not, wo man alles ergreift, das nur etwas Aussicht auf Erfolg bietet, noch nicht daran gedacht hat, diese Stärkemehl- und Fettvorräte des Waldes auszubenten. Technisch möglich erscheint es wohl, um so mehr, als es tropische Bäume, z. B. die Sagopalmen oder die Palmfarne, genug gibt, aus deren Stamm man längst Mehl gewinnt, indem man die Bäume fällt, ihr innerstes Holz, das Mark, herausragt, und mittels Sieben solange wäscht, bis man genügenden Bodensatz aus Stärkemehl erhalten hat, aus dem man den von uns wohlgeschätzten Sago herstellt.

Die ersten Vorwintermonate wären in unserem Klima die richtige Zeit zur Baummehl- und Baumfettbereitung, denn just um die Wochen, da die Bäume wieder entblättert dastehen, ist alles, was sie im Laufe der schönen Jahreszeit „hamstern“ konnten, in ihrem Stamm bereitgelegt als Wintervorrat, der nun weise an die bedürftigsten Teile abgegeben wird. Ganz leise und langsam steigen auch Winter über die Eimer im inneren Röhrenwerk der Pflanze auf und nieder, denn wenn sie auch scheinbar erstarren ist, ihr Leben ruht dennoch nicht. Sie atmet, produziert Wärme und schützt sich so vor dem Erfrieren. Im Inneren eines Baumstammes hat es selbst bei schneidendem Frost ein bis zwei Grad Wärme, und das bedeutet manchmal eine Temperaturerhöhung von 30 Grad, und darüber gegen die Außenwelt, also eine gewaltige Arbeits- und Geizleistung. Geheist wird eben mit Fett, das durch die Atmung verbraucht wird. Außerdem ruht auch die Arbeit in den Knospen nicht vollständig. Bis gegen Weihnachten wird an ihnen gebaut und heimlich gehohlet, und wenn auch schon vor dem Abfall der Blätter des einen Jahres die des kommenden wohlverpackt in ihren Knospenhäuten im großen ganzen fertiggestellt sind, so werden doch die letzten Feinarbeiten daran erst im November, also gerade in den Tagen geleistet, in denen man so viel vom Sterben und müden Erstarren der Natur fabelt.

So durchzieht ein heimliches Kriechen und Strömen den vielkammerigen Zellenstaat der Pflanze zu jeder Zeit. In jeder Kammer haust ein kleiner Bewohner, der sich um Sturm und Herbstnebel, um Winterfrost und sommerlose Tage nicht kümmert, sondern in einer ihm zugewandten behaglichen Wärme keine Wanderungen in seinem Häuschen ausführt. Die Radelbäume sehen z. B. deshalb von November ab viel dunkler aus als im Sommer, weil sich ihr Blattgrüninhalt dann in das Innere der Zellen zurückzieht und von der kalten Fensterseite wegwandert. Jedem Zellenbewohner wird täglich und stündlich von Staats wegen nicht ein Verzehrigungschein zum Erwerb von Lebensmitteln, sondern in idealer und richtiger sozialer Fürsorge gleich sein Quantum Nahrung selbst zugestellt. Aus dem Staatsmagazin der Stärke-, Eiweiß- und Fettvorräte wird eine Lösung bereit, in der eine wohlhabende Menge dieser drei auch für den Menschen unentbehrlichen Nahrungstoffe gemeinsam verarbeitet ist. Und diese Lösung wird zuerst im großen gemeinsamen Röhrenwerk der „Gesänge“ von Stodwerk zu Stodwerk gepumpt. Dann verbreitet sie sich in den Zellwänden durch eine geniale Anwendung des Gesetzes der „Osmose“. Dieses Gesetz besagt, daß wenn zwei Lösungen verschiedener Konzentration durch eine dünne Wand von besonderer Struktur von einander getrennt sind, von der konzentrierteren Lösung durch diese Wand so viel in die andere hinüberwandert, bis eine gleiche Verteilung erreicht wird. Es fließt sich also durch diese Gefäßmächtigkeit jede Zelle gewarnt, sich ganz gleichmäßig mit der „Nährlösung“ zu sättigen. Würde eine mehr aufnehmen, muß sie an ihre Nachbarin durch die Wand hindurch den Ueberfluß „osmotisch“ abgeben.

Es gibt auf diese Weise keinen Hunger, aber auch keine Bevorzugung. Ständig kreist die Nährlösung im ganzen Gebäude, und ein prachtvoller sozialer Ausgleich sorgt für die Wohlfahrt aller.

So verbringt ein Baum im Spätherbst seine Tage. Unter seinen Zweigen aber schreien sorgenbeladene Menschen, den Kopf voll von Hoffnungen, Entwürfen, voll Kampfgedanken und Wünschen, die einen verzweifelt daran, wach' böser und grausamer Dämon sie wohl in die Welt gesetzt hat, die selbst stolz und hochmütig im Gefühl ihrer satten Gottähnlichkeit, fest überzeugt, daß menschliches Genie geboren sei zum Herrscher der Erde. In den Zweigen aber verhängt sich der Herbstwind, sie beugen sich vor ihm mit einer seltsamen hoffnungslosen Gedärde, die dem, der im Walde lesen kann, sagt: Ihr werdet vielleicht einmal betrauert und aus Einsicht alles das haben, was ich längst schon geworden bin — ich aber bin ...

R. Francé.

Kammerspiele: „Kinder der Freude“.

Der neue Einakterauszug des Wiener Felix Salten zeigt wie sein früherer „Tom andern Ufer“ Geist und Sinn für psychologisch angelegte Pointierung.

Das erste Stückchen „Don ewiger Liebe“, welches das so oft ironisierte Thema im Rahmen einer originell ersonnenen, reizvoll neuen Situation beleuchtet, erscheint mir als das reichste. Ein junger Mensch, der vom Glück verhöhlte Liebhaber seines alten Vaters, hat in der Verblendung törichter Liebesheldenschaft — seine Angebetete ist einem anderen verlobt — sich töten wollen und den Entschluß in einem wunderschönen Briefe der Dame mitgeteilt. Dem Arzt gelingt es, den Schwerverwundeten zu retten. So kehrt er in das Heim zurück, jedoch von Grund aus umgewandelt: Das Leben, das er fortgeworfen, dünkt ihm ein unermeßlich hohes Gut, und in dem Strome dieses Glücksempfindens taucht jeder andere Gedanke unter. Mit prachtvoller Frische kam diese Stimmung, die Nahrung und jubelnde Freude, noch auf der Welt zu sein, im Spiele Hermann Thimias zum Ausdruck. Die Szene des Wiedersehens mit dem gütig weichen, in der Graftenheit verstummenden Vater (Hermann von N.) wirkt stark und kraftvoll. Ein Zufall führt die Dame, der er den Abschiedsbrief geschrieben, wie ihren heimlich korrekten Bräutigam (höchst ergötzlich von G. L. dargestellt) ins Haus. Die Probe, die er abgelegt, hat ihrer Mädeligkeit so sehr geschmeichelt, daß sie nunmehr gewillt scheint, die Brautname zu wechseln. Feinsinnig ist die Komik des Kontrasts im Dialoge durchgeführt. Je eifriger der junge Mann betont, daß sie von jeder Schuld an seinem tödlichen Beginnen frei sei, je mehr zieht sich ihr hübsches Lächeln in die Länge. Das arme Fräulein tröstet sich indessen bald, der bereits abgedankte profane Bräutigam wird wieder in Gnaden aufgenommen.

Die zwei anderen kleinen Komödien „Auf der Brücke“ und „Lebensgefährtin“ (deren Hauptrollen gleichfalls ausgezeichnet durch Johanna Terwin, Rosa Bertens und wiederum durch die Herren Bonn und Thimias vertreten waren), wandeln auf gebahnten Gleisen. Beide spielen in Schauspielerkreisen. Die erste handelt von einer dem gefährlichen Alter nahen Virtuosa, die die Illusion, noch jung zu sein, nicht lassen will und dabei die bittere Erfahrung macht, daß das junge Bürschchen, mit dem sie kokettiert, der Sohn einer gleichaltrigen ehemaligen Schulfameradin ist. Das Schlußstück zeichnet einen Virtuosen, der, im Schwünge blinder Eitelkeit den Frauen noch überlegen, sein Jubiläum feiert. Bohre und Schnitzler haben solche Nimen-Tagen bereits des öfteren und mit großem Glück auf der Bühne porträtiert. Die Pointe ist von epigrammatisch scharfer Charakteristik. Die abgeklärte Frau des Gefeierten, der sich nie um sie bekümmert, will nach jahrzehntelanger Fülle Dulden ihr endlich seinen harten Egoismus, sein Unrecht anläßlich vor Augen halten. Just an dem Tage seines Jubiläums. Noch trunken von den Ehrungen, die man ihm im Theater bereitet, kramt er ins Zimmer, den Ordensschmuck für die Festsafel anzulegen. Sie hält ihn zurück. Doch kaum, daß sie begonnen, fällt er in der naiven Meinung, sie wolle ihn an seinem Festtage mit einer Dankrede ehren, der Frau ins Wort und spinnl das Thema seines Glücks und Ruhmes behaglich oratorisch weiter aus. Sie muß ihn laufen lassen, ehe sie selber noch etwas sagen konnte. Der Vagant seines Selbstbewußtseins ist für keinen Preis durchdringlich. Eine Fülle satirisch treffender Beobachtungen belebt das Bild, in dem nur ein Zug zu deutlich absichtsvoller Kontrastiertheit stört.

Bernhard Baumeister.

Wenn ein Reizjahrgänger stirbt, so pflügt das im allgemeinen nicht unerwartet zu kommen. Beim alten Baumeister ist es doch der Fall: seine Lebenskraft und Lebensfrische als Mensch und Künstler schienen so unbewundlich, daß man an seinen Tod einfach nicht glauben mochte. Nun ist er doch dahingegangen und uns ist nichts übrig geblieben, als die unaussprechliche Erinnerung an eine der stärksten, gesündesten und liebenswürdigsten Bühnenpersönlichkeiten unserer Zeit. Denn unserer Zeit gehörte er an, obgleich sich schon unsere Väter und Großväter an seiner Kunst erbauden und erheitern durften. Mit Sonnenball und Lewinsky bildete er, einst das klassische Dreigestirn am Himmel des Wiener Burgtheaters. Er war der älteste von den Dreien und hat die beiden andern um mehrere Jahre überlebt. Während die jüngere Generation zu dem etwas süßlichen Poser Sonnenball und dem kühlen Sprechkünstler Lewinsky kein Verhältnis mehr zu finden mochte, blieb Baumeister der Liebhaber nicht nur des Publikums, sondern auch der modernen Bühnenkünstlerschaft, die den alten Burgtheaterstil überwunden zu haben meinte. Denn seine Kunst ließ sich nicht in das äußerliche Schema eines Stils zwängen, sie war vollkommen wurzeln und vollkommen persönlich.

Sein Rollenverzeichnis umfaßte ein sehr weites Gebiet von der herbsten erschütterndsten Tragik bis zu den sonnigsten Gestalten der klassischen Komödie. Aber mochte er den Erstföhrer, den Richter von Salamea oder den Wachtmeister in „Minna von Barnhelm“ geben, er brauchte seine Natur nie zu bergewaltigen, er durfte stets aus den Rollen schöpfen und jede seiner Figuren stand vor uns, aus einem Gusse, lebenswahr in jedem Ton und jeder Gebärde. Die großartige Einfachheit, die alles Bühnenpathos und alle Pose verschmähte, erschütterte in tragischen Momenten ebenso stark, wie die biedere, fernige Lebenswürdigkeit und schalkhafte Grazie seiner Lustspielgestalten bezauberte. Dem Mimen fließt die Nachwelt keine Kränze — aber die Mittelwelt, die länger als zwei Menschenalter hindurch sich an der Kunst Bernhard Baumeisters erbauden und erfreuen durfte, wird ihm noch lange ihre Liebe und Dankbarkeit bewahren.

Notizen.

— **Eine Wangerhöhung.** Antich wird mitgeteilt: Nachdem durch Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 4. Oktober die Bundesratsverordnung vom 3. März dieses Jahres über den Verkehr mit eisernen Flaschen auch auf verflüssigte und verdichtete Gase ausgedehnt worden ist, wurde der bisherige Kommissar für die Bewirtschaftung eiserner Flaschen für verflüssigte und verdichtete Gase, Dr. Wilhelm Geheimrat Oberregierungsrat Jäger, zum Kommissar für die Bewirtschaftung der verflüssigten und verdichteten Gase sowie der dazu erforderlichen eisernen Flaschen bestellt.

— **Vorträge.** Am 30. Okt. und 6. Nov. hält der Bühnler Paul von Bessen der Nachrichtenreihe in der Philharmonie einen Vortrag mit Vorklängen über das Thema: „Mit Funktionen im Felde, in den Läden und auf hoher See“. — Im Bund für Mutterrecht spricht über: „Krieg und Höherentwicklung“ Prof. Kammerer-Wien am 1. Nov. 8/11, im „Reinhold“, Postdammer Straße 3, Ebenholzsaal. — Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Postdammer Str. 120, spricht Mittwoch, den 31. Okt., Prof. G. G. über: „Die Bedeutung von Persönlichkeit und Waise in der Geschichte“. Eintrittskarten unentgeltlich in der Geschäftsstelle. — In der Urania spricht Mittwoch und Sonnabend Prof. Degen über: „Unsere Kriegsgefangenen und ihre Volkstämme“. Freitag, 1. Nov., spricht über das Thema: „Als Frau durch Deutschland“ Prof. Kammerer-Wien über: „Geschlechtsverwandlung und Zwitterbildung“.

*) Buchausgabe bei E. Fischer, Berlin.